und willig gedient hat. Beinahe 60 Jahre ist es her, daß auf einem Balle zu Bergen der junge blonde Leiter der dortigen Bühne auf eine Gruppe von jungen Mädchen zutrat, und eines von ihnen, das er noch nicht kannte, fragte: „Gefällt Ihnen der Name Björn?" Auf die erstaunte Bejahung setzte er hinzu: „Wenn ich einen Sohn bekomme, wird er Björn heißen." Das Mädchen, mit dem der damals noch gar nicht etwa berühmte Björnson diese wunderliche Unterredung führte, hieß Karoline Reimers und hatte von der Seite ihrer Mutter her, die eine Verwandte des Turnvaters Jahn war, deutsches Blut in den Adern. Noch lange darauf, so waren Karoline Reimers und Björnstjerne Björnson ein Paar, und von diesem Zeitpunkte an ist Frau Karoline jahrzehntelang im höchsten Sinne des Wortes der gute Geist ihres Gatten gewesen. Nicht etwa, daß sie zu allem, was er tat und sagte, immer nur Ja und Amen gesagt hätte — im Gegenteil: oft bekämpfte sie ihre Meinung sehr entschieden gegen die seinige, und so konnte es selbst an Zusammenstößen nicht fehlen. Dennoch daß Björnson nirgends ein so tiefes Verständnis gefunden, wie bei seiner Frau, und sie ist es gewesen, die ihn immer vorwärts gedrängt, immer zum Höchsten angespornt hat. So vermochte sie ihn, sich aus der Enge der Bergenser Verhältnisse zu befreien; so hielt sie bei ihm und mit ihm durch, als die Kämpfe kamen und in der unmählich anwachsenden Familie Schmalhans Küchenmeister war. So stellte sie ihm den Nacken, wenn er für Recht und Wahrheit kämpfte. Von ihrer Charakterstärke hat sie kurz nach dem Kriege 1870/71 einen Beweis gegeben, dessen wir Deutschen uns gerade jetzt wohl erinnern dürfen. Damals trat der Dichter für eine neue Richtung der Politik seines Landes, für die Freundschaft mit dem deinen Deutschland ein. Da kam er bei seinen Landsleuten aber übel an; man „schnitt" ihn und seine Werke, man schlug ihm die Fenster ein, aber blieb tapferer Frauenherz bedte keinen Augenblick; treu und fest hielt sie an dem, was sie für recht erkannt hatte. Unschätzbare Dienste leistete sie dem Dichter auch als seine Sekretärin. Sie und sie allein durfte seine Werke abschreiben; den Roman „Auf Gottes Wegen" hat sie nicht weniger als sechsmal abgeschrieben, und jedes Wort, jeder Satz, jedes Lied, das Björson gedacht und geschaffen hat, hat seinen Weg durch diese Frauenhand genommen.

Noch heute ist Frau Karoline eine schöne und stattliche Frau, und wenn sie spricht, so glaubt man die Stimme eines jungen Mädchens zu hören. Aus klugen, scharfen Augen beobachtet sie Welt und Menschen, und Kraft und Güte vereinigen sich in dem Ausdrucke ihrer bedeutenden Züge.

Weibliche Drückeberger.

Ich möchte nicht von denen sprechen, die auch im Krieg nicht lernten, wie befriedigend es ist, für andere zu arbeiten, mitzuarbeiten im Dienste der Fürsorge und versuchen, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat. Nein, von denen möchte ich nicht sprechen, ihre Zahl ist ja auch verschwindend klein, sie sind selbst nur zu bedauern, daß die große Zeit ihnen nicht das schöne Gefühl der Pflichterfüllung geben konnte.

Aber von denen will ich reden, die sich bewußt und unbewußt von der Erfüllung einer Pflicht drücken, einer Pflicht gegen die Allgemeinheit, gegen ihre ärmeren Mitschwestern. Ich meine die Frauen, die heute noch im törichten Unverstande täglich dazu beitragen, daß die Preise noch mehr in die Höhe gehen, indem sie für sich und ihre liebe Familie einkaufen und aufspeichern — ohne an die damit verbundenen Folgen zu denken.

Was zu Anfang des Krieges durch die Plötzlichkeit, mit der die furchtbaren Ereignisse über uns friedungewohnte Frauen hereinbrachen, entschuldbar war, ist heute nach 15 Monaten einfach unverzeihlich! Bei den verschiedenen Gründen zur Erklärung der außerordentlichen Preissteigerung unser Lebensmittel muß — so bescämend es auch für uns ist — das Verhalten der Frauen mitangeführt werden. „Hamsterkäufe haben die Preise, das Fett zusammengetragen, noch stolz, wie sehr sie für ihre Familien sorgen! Gewissenlose Hausfrauen haben Montags und Donnerstags die Fleischerläden schier geplündert, um sich Vorräte für die fleischlosen Tage zu sichern. Manche Speisekammer ist besser ausgestattet als mancher kleine Laden! Mir sind Fälle bekannt, wo Frauen weit über 1000 Eier und 60—70 Pfund Fett aufgespeichert haben.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Obst und Gemüse, Kraut oder Bohnen in keiner Haushaltung fehlen sollen, wo die Frau in der Lage ist, sich davon einen Vorrat einzulegen. Es sind dies Lebensmittel, die konserviert werden müssen, da sie sonst verderben, und die im Augenblick, wo sie auf den Markt gebracht werden, auch verkauft werden müssen; aber ebenso selbstverständlich ist es falsch, bei Lebensmitteln, die knapp sind, noch durch gesteigerten Aufkauf preistreibend zu wirken.

Nicht nur mit Lebensmitteln, auch mit Bedarfsartikeln, darunter bis zu den Druckknöpfen und Schnürriemen, haben sich diese engherzigen Frauen überreichlich im voraus versehen. Wenn auch der Grundgedanke dieses Treibens die Sorge um die Familie ist, so bedeutet dieser Vorwand durchaus keine Entschuldigung. Wenn unsere Lebensmittel und Bedarfsartikel diesen Winter knapp werden, so muß eben die bemittelte Frau sich genau so einrichten mit dem wenigen, was ihr zukommt, wie die unbemittelte.

Es ist jetzt die Pflicht einer jeden Frau, bei ihren Handlungen daran zu denken, ob sie der Allgemeinheit, dem Vaterland dadurch nicht schadet. Niemand hat das Recht, in dieser schweren Zeit nur an sich zu denken, unbekümmert, ob die ärmere Mitschwester durch diese Selbstsucht geschädigt wird. Und wer sich dieser Pflicht entzieht, diese Pflicht gegen das Vaterland, der muß sich den verächtlichsten Namen gefallen lassen, den wir Deutsche haben, den Namen eines Drückebergers.

Emma Kromer (in der „Deutschen Hausfrau").

Die studierende Frau und die Ehe.

Das Verhältnis der studierenden Frau zu Ehe bildet ein Problem, das von Jahr zu Jahr die Aufmerksamkeit immer mehr herausgefordert hat. Zwei Mitglieder der Universität Pittsburg, ein Mann und eine Frau, Roswell H. Johnson und Berta Stutzmann, haben nun versucht, die Frage, soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, auf wissenschaftlichem Boden zu lösen. Sie bedienten sich dazu einer Statistik, die vom Frauen-College in Wellesley angelegt worden ist. Das Ergebnis ihrer Untersuchung lassen sie in dem zu Resignation erschütternden „Journal of Heredity" in dem bezeichnenden Satze zusammen, daß, wenn das College in Wellesley darauf angewiesen sein sollte, seine Studentinnen nur aus der Nachkommenschaft seiner früheren Besucherinnen zu rekrutieren, es seinen Betrieb einstellen müßte. Die Zahlen sind um einigermaßen [illegible] interessant und ernstester Beachtung wert. [illegible] jungen Mädchen, die zwischen 1879 und 1888 in Wellesley studiert hatten, befanden sich im Jahr 1912 25 v. H. im Stande der Ehe; 60 v. H. waren überhaupt einmal eine Ehe eingegangen, 35 die 37 v. H. der Ehen waren in den ersten zehn Jahren nach dem Abschlusse der Studien geschlossen worden, während sich rund 29 v. H. der Wellesleyer Studentinnen bis zu 20 Jahren Zeit gelassen hatten, ehe sie sich zur Eingehung einer Ehe entschlossen. Wie groß war nun die Nachkommenschaft dieser Ehen? Nimmt man alle weiblichen Studentinnen von Wellesley zusammen, so kommt auf jede eine Nachkommenschaft von 0,97, die sich bei den Studentinnen, die ihr Studien zum Abschlusse gebracht, sogar auf 0,8 vermindert. Diese Zahlen haben nun eine sehr ernste Bedeutung. Soll sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf ihrer gegenwärtigen Höhe halten, so muß jede verheiratete Amerikanerin 3,7 Kindern das Leben schenken. Die studierenden Frauen von Wellesley aber erfüllen, wie die Statistik lehrt, kaum ein Viertel dieser Pflicht, und das ist um so bedauerlicher, als die Frauen, die sich den Anforderungen des Studiums und der Prüfungen gewachsen zeigen, in gewissen Beziehungen doch als eine Auslese anzusehen sind, die auf diese Weise der Nachkommenschaft verloren geht. Woher rühren nun die festgestellten Erscheinungen? Nach Ansicht von Johnson und Berta Stutzmann bildet die Hauptursache die Lebensweise, zu der die amerikanische Studentin im Frauen-College verurteilt ist. Dort wird sie gerade im heiratsfähigsten Alter von aller männlichen Gesellschaft und Bekanntschaft abgesperrt und so schon von vornherein zu einer hohen Wahrscheinlichkeit der Ehelosigkeit verdammt. Studentinnen haben durchschnittlich von Hauswirtschaft und Kinderpflege keine Ahnung und als Ehemänner kommen daher für sie von vornherein nur solche Männer in Betracht, die auf großem Fuße leben und ihnen die nötige Zeit verschaffen können, Gefter halten können. Die Untersuchung kommt daher zu dem Ergebnisse, daß auf den Frauen-Colleges auch Haushaltungs- und Kochunterricht eingeführt sei. Außerdem aber sollen diese Anstalten doch männlichen Lehrkräften geöffnet werden — dann sind sie aber eben keine „Frauen-Colleges" mehr. Durch so einfache Mittel ist das Problem sicherlich nicht zu lösen; auch in den Kandinavischen Ländern hat man z. B. bemerkt, daß die Neigung der studierten Frauen zur Ehelosigkeit wächst und die Zahl ihrer Nachkommenschaft in der Abnahme ist.

Das Plätteisen als Desinfektionsapparat.

Die Desinfektionskraft des Bügeln ist eine durch genaue Versuche erwiesene, aber in weiteren Kreisen noch so gut wie unbekannte Erscheinung. Bereits vor einigen Jahren haben wir über ein „Bromethyl" angeführt wird. Untersuchungen ergeben, daß das Plätteisen mit heißem Eisen auf dünne Stoffe eine sterilisierende Wirkung ausübt. Zum Anschluß an diese Beobachtungen wurden in jüngster Zeit im Berliner Institut für Infektionskrankheiten Experimente auf dem gleichen Gebiete angestellt. Man konnte hierbei einwandfrei feststellen, daß bei einer gewissen Temperatur, die durch das erhitzte Plätteisen erzielt wird, verschiedene Bakterien abgetötet wurden. Dagegen blieben andere, sporenhaltige Bakterien, z. B. Milzbrandsporen, bei der gleichen Temperatur unversehrt, und wurden auch bei der in der Praxis üblichen höchsten Temperatur von 150 Grad mit wenig angegriffen. Die Versuche, die zu diesen Ergebnissen führten, bestanden in der Hauptsache in Folgendem: Unter verschiedenen Hitzegraden und in verschiedener Anordnung wurden Leinwandstücke, die mit Reinkulturen von Tuberkelbazillen oder Choleravibrionen in unreinem Flußwasser getränkt waren, geplättet. Die verschiedenen Temperaturen des Plätteisens wurden durch ein besonders konstruiertes und in das Eisen eingelassenes Thermometer gemessen. Wenn die Leinwand auf beiden Seiten heiß geplättet wurde, folgte sich die sterilisierende Wirkung naturgemäß in höherem Maße. Die Desinfektionskraft des Plätteisens ist in allen Fällen zu berechnung zu geben, doch sollte dies mit Vorsicht geschehen, da in vielen Fällen die Wirkung nicht ausreicht, und dann die Anwendung der bisherigen Desinfektionsverfahren trotzdem erforderlich ist.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 50:
Wein, Stern Felle, Ude, Zunge; „Winterfeldzug".

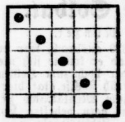
Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätselleser wie sonst zu veröffentlichen.

Prämie 1: Königs Wörterbuch, geb.,
entfiel auf Karl Werner, hier.

Prämie 2: „Die Kosaken" von Tolstoi,
entfiel auf Martha Föllner, Lettin.

Prämie 3: „Marschall Vorwärts" von H. Weberstedt,
entfiel auf Paul Bruckner, Bennstedt.

Füllrätsel.



1. Gefäß.
2. Pflanze.
3. alte Waffe.
4. Gewässer.
5. tierisches Fett.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A, B, CC, CCCCCC, D, E, EEEE, LL, M, NN, R, S, T, III derart einzutragen, daß die nunmehrigen Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben, während die durch schwarze Felder gekennzeichnete Querreihe einen siegreichen deutschen Heerführer benennt.

Prämie 1: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musica.

Prämie 2: Der Diamant von Thackeray.

Prämie 3: Schwabs Deutsche Volksbücher, 4 Bde.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(s b e d die 4 Farben: A As, Dame; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert auf folgende Karte Nullouvert und zwar mit den neunten Stich:
s8; b8, 9, 8, 7; c10, 9, 8, 7; d8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Acht, Picaue-Bube, Picaue-Neun, Picaue-Acht, Picaue-Sieben, Coeur-Zehn, Coeur-Neun, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-Acht.

Der Spieler hat V. überboten, der Grand mit Einem hatte. Der Grand wäre mit Schwarz gewonnen worden. V. hatte s und d8, ferner in einer Farbe die Flöte vom As herunter und in einer anderen A und K; während die fehlende 10 im Skat lag.

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 49.

Kartenverteilung:
B. bK, D, 9, 8, 7; cA, D, 9, 8, 7.
M. c, d8, sA, 10, 9, 8, 7; bA, 10; sK.
H. aK, D; c10; dA, 10, K, D, 9, 8, 7.

Skat: 4, b8.

Spiel:
1. B. bD, bA, aK (— 18). — 2. H. c10, cA, cK (— 25). 3. B. bK, b10, aD (— 17). Damit haben die Gegner 60 erreicht. — V. spielte seinen Null nicht, weil er als Vechnogel befürchtete, daß gerade die beiden letzten Blätter der Farbe, die er unspielte, im Skat liegen würden.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 51 — Halle, Sonntag, den 19. Dezember — 1915

Wohl zu gefallen aller Welt
Gelingt nur dem ohn allen Zweifel,
Der Recht und Krumm
Und Schwarz und Weiß
Und Gott und Teufel
Für gleichbedeutend hält.

Amor in der Weihnachtskiste.

Von Hannamaria Rivalski-Halle.

Gertrud Medeling zündete die große Hängelampe im Wohnzimmer des Pelzjäger Lehrerhauses an und begann Weihnachtskisten zu packen. Vor ihr lagen in buntem Durcheinander alle schönen Dinge, die nach Erfahrung Soldatenherzen im Schützengraben erfreuen. Unentwegt verschwand unter ihren kundigen Händen ein Stück nach dem andern in den vier Holzwänden zur Freude der beiden jüngsten Medelings, die der großen Schwester Rat und Tat ihrer achtjährigen Weisheit liehen. Die schönsten Sachen bekam der „Fremde", jener unbekannte, heimatlose Soldat, für den der Vater eine Weihnachtskiste bestimmt hatte. Ihm gehörte die besondere Sympathie der Zwillinge, in deren Abendgebet „der Fremde" seit Wochen ein Rolle spielte. —

Endlich war die Tischplatte geräumt. Die fleißige Packerin dehnte die Arme. Kastor, Pollux, schiebt die Kisten zusammen und kehrt den Tisch sauber! „Trude, hat der Fremde auch alles?" Sie lachte lächelnd mit Blei auf dem Merkzettel an. „Alles da, nichts vergessen. In das leere Eckchen hier stecken wir Seidenpapier und schreiben ihm, daß seien unsere unsichtbaren guten Wünsche für kommende Zeit verborgen. Er wird wohl Spaß verstehen." Die Buben nickten eifrig. Aber als Trude sich in der Küche die Hände wusch, stieß Kastor den Pollux an. „Du, in das Seidenpapier stecken wir heimlich was Feines rein, der hat doch keine Eltern."

Er schleppte vom Bücherschrank zwei Hauchblätter herzu, die Onkel Pastor ihm für gutes Betragen geschenkt hatte. Seine größten Schätze. Auf dem runden roten stand in goldner Schrift: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Und auf dem schmalen grünen war silber zu lesen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.

Ewald-Pollux hielt sorgsam eine Nippfigur in Händen. Ein weiß-porzellaneuer Amor mit Pfeil und Bogen in den winzigen Händchen. Behende wickelten die Knabenfinger die Hauchblätter um den Amor und legten den so umhüllten Liebesgott in das Seidenpapier.

Schwester Trude wunderte sich beim Zuhämmern der Kisten über das fröhliche Glitzern und heimliche Zwinken der vier Blauaugen, das erst aufhörte, als jeder blanke Nagel seit an seinem Platze saß. —

Die Fremdenkiste lag erst mit vielen andern im Packraum, wanderte dann in die gelbe Postkutsche und fuhr nach Rußland. Endlich sprang sie mit tausend Gefährtinnen aus Tageslicht und der kleine Amor hörte ängstlich nahebei Kanonen brüllen und Gewehre knattern. Sehnte sich nach dem Pelzjäger Lehrerhause zurück und ahnte nicht, welche Tat er bald vollbringen sollte. — — —

Ein paar tausend Meter entfernt saß auf einer Holzpritsche im Unterstand der Predigtamtskandidat Hermann Steindamm und saß in das flackernde Feuer, über dem die Kameraden Teewasser siedeten.

„Urlaub hat mir der Hauptmann angeboten. Was soll ich damit? Eltern tot, keine Verwandten mehr, und die Tante Pensionsvorsteherin ist mir ein Greuel. Sie holt einem mit den Habichtsaugen die Gedanken aus der Seele und pickt mit der krummen Nase Löcher ins Gesicht. Und eine Liebste? Wer will mich sommersprossigen Kandidaten haben? Also laß Urlaub Urlaub sein, Herz! Uebermorgen ist Heiligabend, vielleicht trifft dich eine Kugel und bringt dich ins Vaterhaus." Er ließ den Kopf an die Holzwand sinken, während die warmen Wehmuttränen sich über sein Gesicht stahlen. —

Von draußen polterte etwas herzu. Derner, der Kompagnietelpaßmacher, klinkte die Bohlentür auf. „Heda, Pastor, nicht Trübsal blasen, 's Post da, auch für Sie, Seelenarzt, schnell, mittkommen!"

Hermann Steindamm folgte langsam dem andern. „Auch für mich? Sollte endlich einmal Tante Weber ein menschliches Rühren zeigen?"

Der Feldwebel hatte nur noch zwei Kisten in der Hand, als er vortrat. „Hier für alleinstehende Soldaten. Die eine nimmt Derner, die andere Steindamm. Hoffentlich ist was Gutes drin."

Im Unterstand schnüffelte der Schelm Derner an Steindamms Kiste herum. „Pastorchen, Sie leben eher von idealen Dingen. Aus Ihrer Schachtel riecht's nach frischer Wurst, meine ist stumm. Wollen wir tauschen?" Der blonde Kandidat war's zufrieden und lächelte dem andern nach, als er sich eilig in eine dunkle Ecke verzog. Langsam brach er seine Kiste auf. Las zuerst die freundlichen Worte Gertrud Medelings, legte Stück um Stück auf die Pritsche neben sich und griff mittendrin zu dem Seidenpapierbündel, aus dem sich Amor in Hauchblättern schälte. Und obgleich er den ganzen Abend sich den Kopf zerbrach, den richtigen Zusammenhang zu erfassen, er fand nur im Brief die Worte von einem leeren Eckchen, daß unsichtbare gute Wünsche in Seidenpapier enthalte und als sichtbaren Widerspruch dazu den kleinen Gott und die beiden Sprüche. Aber doch ward's ihm so weihnachtselig zumute, daß er am selben Abend noch seinen Dank schrieb und das ganze Fest über die Kameraden mit Heiterkeit und Frohsein ansteckte. —

Das Dankschreiben bekam Gertrud Medeling am dritten Weihnachtstag. Je weiter sie las, desto tiefer wurde die Rosenglut auf ihren Wangen. Und schließlich gab sie den Brief ihrer Mutter im Vertrauen, sie werde ihn besser verstehen, als die eigene zwanzigjährige Jugend. Frau Medeling las, schüttelte den Kopf und las von neuem.

Abends spät im Schützengraben.

Fräulein Gertrud Medeling,

Sie stehen vor meinem geistigen Auge als ein lichter Weihnachtsengel mit Silberflügeln und Lockenhaaren, der über Berge und Täler geflogen kam, weil er wußte, wo ein einsames Herz sich um die heilige Weihnacht nach einer Heimat sehnte. Für alle die guten Dinge danke ich Ihnen und Ihren Lieben herzlich. Aber schöner noch als Zigarren und Aepfel, Pulswärmer und Kognak waren die beiden Sprüche, die ein verzagtes Herz mit einemmal zu einem mutigen voll Glauben und Vertrauen machten. Als hätten Sie geahnt, daß just um die Stunde, da Ihre Liebesgabe erschien, meine Seele kleinmütig und verzagt war und sich eher nach dem Tode als nach dem Leben sehnte. Aber das allerschönste für ein fünfundzwanzigjähriges Soldatenherz waren doch die unsichtbaren guten Wünsche, die mir der neckische Gott Amor brachte. Kaum seinem dunklen Gefängnis entronnen, waltete er schon des uralten Amtes, und sein verwundender Pfeil wandelte mir das Bild des lockigen, weißbeschwingten Weihnachtsengels in das eines lieben, blonden Mädchens mit freundlichen Augen, die hoffentlich nie böse blicken werden, wenn sie diese Zeilen lesen. Seit Kindertagen hat mich niemand geliebt. Ich habe keine Heimat. Selbst 14 Tage Urlaub, die mir der Hauptmann anbot, mußte ich ablehnen, weil ich keinen Ort wüßte, sie zu verbringen. Vielleicht ist auch meine selige Weihnachtshoffnung heute ein Traumbild, das vom Leben vernichtet wird. Weiß drum! So hab' ich doch einmal süß geträumt. Oder sollte es ein Erfüllen geben können?

Heute stehe ich feldgrau unter Millionen im Schützengraben, rauh und heiser die Stimme, verarbeitet die Hände, abgetragen der Waffenrock. Im Herzen schmerzlich bewegt, mitwirken zu müssen in der großen blutigen Weltkrisis, in der nur das Grauen vor dem Kriege und die Sehnsucht nach Frieden mir innerliches Erleben wird. Kehre ich heim, wird der Krieger wieder zum rothaarigen, sommersprossigen, weltfremden Kandidaten werden, dessen letztes Bild ich Ihnen beilege mit der innigen Bitte:

Fräulein Gertrud Medeling, wollen Sie des alleinstehenden Soldaten, des Einsamen Weihnachtsengel bleiben? Hermann Steindamm.

4. Komp. 2. Bat. Inf.-Regt. 136.

„Ruf den Vater, Gertrud!" Er kam und wußte auch nichts zu sagen. Bis endlich die beiden kleinen Sünder, befragt, sich schuldend, unter Stocken und Zagen ihr Geheimnis preisgaben. Da sprang die große Schwester auf mit unterdrücktem Jubelruf. Und hatte zu strafen und zu zanken, wie die kleinen Missetäter fürchteten, wurden sie stürmisch umarmt und geküßt, daß ihnen Hören und Sehen verging. Dann standen sie vor dem Büfett und bekamen aus der sonst so ängstlich verschlossenen Silberschale Mund und Hände mit Pralinees gefüllt.

„Trudchen, was machst du?" Sie flog der Mutter unter Lachen und Weinen an den Hals. „Mutter, liebste, Vater, liebe, liebe Eltern, er darf seinen Urlaub hier verleben?" Die beiden wechselten einen ernsten Blick. Dann nahm die Mutter das Bild in die Hand... Wenn der Mensch so ist, wie Bild und Brief vermuten lassen, haben Kastor und Pollux unserer Trude eine schöne Bescherung angerichtet. Schreib ihm, daß er bald kommen soll." Lächelnd sah sie den Vater und die beiden Dioskuren mit hinaus, die eifrig stopften und kauten.

Gertrud Medelings Brief ging eine Stunde später denselben Weg, wie vordem ihre „Fremdenkiste". Sie wünschte ihm tausend Beinchen und ungezählte Flügelchen, um schnell ans Ziel zu kommen, und träumte in der Nacht was fünf Tage später Wahrheit wurde, daß Hermann Steindamm das hellblaue Briefchen küßte und ihr Bild mit einem Freudenschrei an seine Brust drückte. „Gertrud, nimm ein, mein alles, mein holder, lieber Weihnachtsengel!" . . . .

Hauptmann Ehrhardt wunderte sich, daß der Urlaub nun doch noch erbeten wurde. Aber nachdem er die Geschichte vom Amor in der Weihnachtskiste erfahren und Gertrud Medelings Bild gesehen hatte, verstand er alles, die Sehnsucht und den Eifer, das Glück und die Dankbarkeit seines Lieblings Steindamm. Und als nach zwei Wochen an dessen linker Hand ihm ein goldner Reif entgegenleuchtete, fragte er nicht weiter, legte dem jungen Freunde nur die Hand auf die Schulter

Gedenktage der Woche.

19. Dez. 1594 * Gustav Adolf in Stockholm († 1632).
1838 * Geschichtsschreiber Wilhelm Oncken in Heidelberg († 1906 in Gießen.)
1909 † Die Tragödin Klara Ziegler in München († 1840). „
20. Dez. 1552 † Katharina v. Bora, Luthers Gattin in Torgau († 1499).
1806 Sachsen wird Königreich.
21. Dez. 1795 * Leopold von Ranke in Wiehe († 1886).
1869 † Der Dichter Wilhelm Wackernagel in Basel († 1806).
1870 Ausfall der Pariser Garnison bei Le Bourget zurückgeschlagen.
22. Dez. 1819 * 1819 Komponist Franz Abt in Eilenburg († 1885).
1900 † Feldmarschall Graf Blumenthal in Quellendorf bei Köthen († 1810).
23. Dez. 1870 Sieg Manteuffels über die französische Nordarmee an der Hallue.
24. Dez. 1894 * Komponist Peter Cornelius in Mainz († 1874).
1845 * König Georg I von Griechenland in Kopenhagen († 1913).
25. Dez. 800 Karl der Große zum römischen Kaiser gekrönt.
1745 Friede von Dresden (beendet den 2. schlesischen Krieg).
26. Dez. 1769 * Ernst Moritz Arndt in Schoritz auf Rügen († 1860).
1806 Friede zu Preßburg (zwischen Oesterreich und Frankreich).
1896 † Der Forscher Emil Du Bois Reymond in Berlin († 1818).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512192/fragment/page=0001

und sagte: „Sehen Sie, Kamerad, was der Verstand der Verständigen nicht sieht, die kindliche Einfalt Ihrer kleinen Schwager hat's gefunden. Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." Hermann Steindamm beugte sich in überströmendem Gefühl wortlos über die verehrte Hand. . . . .

Die Katze der Marquise.

Skizze von R. Kaulitz-Niebeck.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Leutnant war mit seinem Begleiter, einem älteren Sanitäter, vor das Gitter eines großen, stillen Schloßgartens gekommen. Hinter den herbstkahlen Bäumen lag das Schloß mit Erkern, Spitztürmchen und hoher Aussichtskuppel, ein lachender Bau, an dem der Krieg spurlos vorübergegangen schien.

„Ein richtiges verzaubertes Schloß", meinte der Leutnant, „alles mucksmäuschenstill und einsam. Wird natürlich kein lebendes Wesen drin sein, die ganze Aristokratie der Umgebung ist auf und davon — nach Paris geflohen."

Sein scharfes Auge suchte die Hausfront und die Wege dahin ab. Eine Schicht dürren Laubes bedäte den Hauptweg, als sei schon lange kein Menschenfuß darüber gegangen.

Unter dem festen Griff des Sanitäters gab das Gartentor nach. Der Leutnant schritt voraus über die raschelnden Blätter, die bis auf die Schwelle der Haustür geweht waren. Eine wuchtige Löwentatze hielt nach altväterlichem Muster den schweren Türklopfer.

Man wollte zunächst „höflich sein", wie der junge Offizier sagte, und „artig anklopfen".

Mit dröhnenden Schlägen ließ er den Klopfer gegen die Tür fallen, dann ein zweites und drittes Mal.

Da hörten die Draußenstehenden hinter der Tür das Miauen einer Katze und die halb scheltende, halb jammernde Stimme einer Französisch redenden Frau.

Was man bei ihr suche? Das Haus sei leer, leer vom Dache bis zum Keller. Die Prussiens hätten alles fahl gegessen — und sie sei sterbenselend.

„Aufgemacht!" rief der Leutnant.

Die Tür wurde geöffnet, erst zu einem ängstlichen Spalt, dann so weit, daß die beiden gerade hindurch konnten. Eine lila gekleidete Frau stand ihnen gegenüber, ältlich, hager und auffallend groß. Die ganze Erscheinung wirkte grotesk.

Der Leutnant legte flüchtig die Hand an die Mütze und erklärte, er müsse dies Haus mit Beschlag belegen.

„Einquartierung, Lazarettinstallation", murmelte er zwischen den Zähnen; er irre wohl nicht, wenn er annehme, die Herrin dieses Hauses vor sich zu haben?

Sehr huldvoll bewegte die Frau den Kopf.

Sie selbst sei die Marquise Beaulaire, und das Schloß ihr Eigentum.

„Aber", setzte sie in gelinder Empörung hinzu: „Meine Dienerschaft ist geflohen — Kutscher, Bedienter, Gärtner, Köchin, Zofe und Gesellschafterin", zählte sie in wichtigen Pausen auf, und es war ihr deutlich anzumerken, daß die lange Reihe von Dienstboten ihr selbst schmeichelte.

Der Leutnant bat, das Haus besichtigen zu dürfen, wovon die Marquise unangenehm berührt war. Ueber ihr faltiges Gesicht, das unter Puder und Schminke noch abstoßender wirkte, zuckte es trotzig und herausfordernd.

Der Offizier war aber bereits an ihr vorüber, tiefer in die Hausdiele getreten und bat sie mit stummer, höflicher Bewegung, ihm vorauf zu gehen.

Um den schleppenden Rock der Frau strich eine graue Katze und rieb sich zutunlich an den Gamaschen des Sanitäters.

Die Frau stieß wild mit dem Fuß nach ihr und schrie:

„Kusch — Kusch — fort mit dir."

Aber die Katze ließ sich nicht fortjagen, sondern litt es gern, daß der fremde Mann ihr Fell streichelte.

„Mein Musikfalon, Monsieur", sagte sie, eine Tür öffnend, „ich hoffe, daß die Prussiens meine Möbel schonen; sie sind sehr kostbar und stammen aus dem Schlosse meiner Eltern."

Die feuchte, muffige Luft, die ihm entgegendrang, lockte den Krieger nicht, hier einzutreten. Er zauderte auf der Schwelle. Aber er wurde dringender zum Eintreten aufgefordert, die Oelgemälde, ihre Familienbilder, sich anzusehen.

Doch plötzlich schreckte sie auf und stelzte zur Tür.

„Wo — wo ist ihr Begleiter, Monsieur? Sie hatten doch einen mit ins Haus gebracht. Er wird sich doch nicht etwa erdreisten", rief sie, „ohne meine Erlaubnis mein Haus zu durchsuchen!"

Gemessen trat der Deutsche ihr entgegen, und es klang stolz, abweisend, als er erklärte: die Frau Marquise vergesse, daß dieses Schloß im Okkupationsgebiete der Deutschen liege, und daß Kriegsrecht nicht immer höflich sei. Er unterbrach sich und horchte auf, war es ihm doch gewesen, als ziehe ein tiefer, weher Seufzer, den ein Mensch ausgestoßen, durch das große, stille Haus.

Die Frau sprach mit überlauter Stimme auf ihn ein, während ihre Hand die Tür aufstieß.

Auf der Diele stand der Sanitäter; er war aus den oberen Stockwerken herabgekommen und überreichte dem Offizier einen zusammengefalteten Zettel.

„Herr Leutnant haben dieses Blättchen vorhin aus der Brieftasche verloren", meldete er mit besonderer Betonung.

Ausrücken.

Musik erschallt. —
Ein Grüßen und ein Rufen!
Entgegen winkt
Ein flatternd Fahnenmeer —
Zum Kampf, wohlan!
Sie kommen angezogen.
Heut geht's hinaus.
Mit Gott, du deutsche Wehr!

Lebt wohl, lebt wohl!" —
Derweil ich in Gedanken,
Fast wie berauscht
Die Tapfern scheiden seh' —
Dreht eine Träne
Sich aus meinem Auge.
Sieht in den Kampf — „Mit Gott!" —
Ade — Ade — "

J. Mit.

Der Leutnant wußte, daß er nichts verloren hatte, er griff mit gut gespielter Nachlässigkeit nach dem Papier, entfaltete es und las eilig die stenographisch niedergeschriebenen Worte:

„Vorsicht, die Alte verbirgt einen Menschen im Hause. In oberen Stock lief die Katze von meiner Seite, huschte vor eine der Türen, wo sie kratzte, miaute und sich auffällig benahm. Hinter der Tür hörte ich jemand stöhnen (die letzte links auf dem Gang). Schlüsselloch war verdichtet, ein Schrant zur Hälfte davor gerückt."

Sie stiegen zu dritt langsam die Treppe hinauf. Der Leutnant überlegte blitzschnell, was er tun würde, falls die Frau eine Spionin sei.

„Weshalb sind Sie nicht, wie Ihre Dienerschaft, aus dieser Gegend geflohen, Frau Marquise?" fragte er höflich und prüfte sie mit einem scharfen Seitenblick.

„Weil ich mich von meinem Besitz nicht trennen konnte, Monsieur, man hängt doch daran, und dann habe ich mir gesagt, daß die Deutschen keiner Frau etwas zu Leide tun, zumal wenn sie eine Marquise ist."

Das Miauen und Kratzen der Katze war jetzt deutlich zu hören. Die Frau war an den beiden vorbei die letzten Stufen nach oben gelaufen und schlug mit den Fäusten auf das winselnde Tier ein, schließlich stieß sie es die Treppe hinab.

Auf dem Gang war der Leutnant horchend stehen geblieben. Richtig, hinter jener Tür, die ein Möbelstück zum Teil verbarg, stöhnte ein Mensch.

„Sind Sie allein im Hause?" forschte der Offizier, während er die Katze beobachtete, die sich von neuem vor die Tür geschlichen hatte und miaute.

Der Sanitäter trat dazwischen, und mit einem Blick auf den Leutnant wandte er sich an die Hausfrau:

„Hinter jener Tür befindet sich offenbar ein Kranker, der Hilfe braucht." — Das Stöhnen setzte abermals ein. „Wollen Sie nicht nach ihm sehen?"

Ein kurzes, verlegenes Lachen stieß die Frau aus, dann antwortete sie gleichgültig, ihre alte, kindisch gewordene Dienerin liege in dem Zimmer. Angst und Schrecken hätten sie krank gemacht, und jetzt wimmere sie nur, weil sie glaube, der Feind stürme ins Haus.

„Wollen Sie ihr nicht sagen, daß wir keine Menschenfresser sind?" sagte der Leutnant mit einem Anflug von Spott.

„Gewiß, nachher", antwortete sie eilig, indem sie an der geheimnisvollen Tür vorüber schritt.

Die hilfeflehenden Schreie wurden dringlicher.

„Oeffnen Sie die Tür", gebot der Offizier streng.

Die Frau machte Ausflüchte, doch es half nichts, sie mußte die verschlossene Tür öffnen.

Die Katze war vorweg in das Zimmer gehuscht; man hörte ihr Schnurren und freudiges Miauen. Das Zimmer war fast dunkel, die Rolläden vor den Fenstern herabgelassen, sodaß die Eintretenden nur die Umrisse einer weißen Lagerstatt erkennen konnten. Von dort her kam eine hohle weibliche Stimme, die kläglich bat, Licht hereinzulassen und ihr einen Schluck Wasser zu reichen.

Der Sanitäter war vor eines der Fenster getappt, dessen Laden er zurückstieß. Das Tageslicht des fahlen Herbsttages fiel auf eine erschreckend abgemagerte Frauengestalt, die aufgerichtet in den Spitzenkissen eines prunkvollen Bettes lag und ihre abgezehrten bleichen Hände den Fremden entgegenstreckte.

Vor Erschöpfung vermochte sie kaum zu sprechen und ihre Bitte um einen Trunk zu wiederholen. Der Sanitäter reichte ihr seine Feldflasche, die noch etwas kalten Tee enthielt.

Wie ein Verdurstender trank sie, gierig, lang, ohne abzusetzen. Dann strich sie sich über die Augen, die sich noch nicht an das helle Licht gewöhnt hatten, und ächzte:

„Freund oder Feind, gleichviel, wer Sie sind —, aber tausend Dank — — Sie sind meine Retter. Schreckliches, Furchtbares habe ich erlebt. Ist es denn auch Wahrheit —? Kein Traum? Minette ist wieder bei mir, Minette", sie streichelte und drückte die Katze, die sich, vor Freude ganz ungebärdig, an Hals, Schulter, Brust der Kranken klammerte. „Altes, liebes, treues Tier, wie oft hast du an der Tür gekratzt, gemiaut —, wolltest zu mir. Aber sie hat dich nicht zu mir gelassen, die — die Böse, die Garstige, die Teufelin."

Ihr Hals streckte sich vor und ihre Augen blinzelten suchend durch das Zimmer, bis sie auf der Tür haften blieben.

Dort stand die Marquise, in den Schatten der Portiere gedrückt.

Und auf sie wies jetzt der fleischlose, zitternde Zeigefinger der Frau, und wild und heiser schrie sie heraus:

„Dort — dort, die da steht mit den bösen schwarzen Augen, das ist die Betrügerin, die Schlange —, was will sie noch hier — fort, hinaus aus meinem Hause."

Ruhig blieb die „Marquise" im Rahmen der Tür stehen, sie lächelte mitleidig und flüsterte dem Offizier zu:

„Die Arme redet wirres Zeug. Gleich wird sie sagen, daß sie die Marquise selbst ist —, das hat sie sich in den Kopf gesetzt. — Kommen Sie, Monsieur, Ihre Gegenwart regt die Aermste doppelt auf."

Die beiden Deutschen ahnten eine verbrecherische Tat und waren daher nicht zu bewegen, dieses Zimmer zu verlassen, bevor sie den Sachverhalt aufgeklärt hatten.

Die Kranke fuhr fort, die Katze zu streicheln, während sie ermattet in die Kissen sank.

„Befreien Sie mich von dieser da —", sprach sie mit matter Stimme. „Mit Undank hat sie meine Güte gelohnt, diese — diese Falsche, Böse. Seht, so hat sie mich gepeinigt, geschlagen, und hat mich bei Brot und knapp Wasser Tage, Nächte in diesem kalten, dunklen Zimmer gelassen. Uh, wie eisig kalt ist mir —" Ihre Zähne schlugen aufeinander, und der Körper zitterte. Mit plötzlicher Bewegung schlug sie das obere Deckbett auf und rief: „So befreit mich doch — sehen Sie nicht, daß sie mich festgebunden hat wie in einem Schraubstock — damit ich mich nicht vom Lager erheben kann?"

In der Tat war ein breiter Lederriemen um den Körper der Liegenden geschnallt und auf raffinierte Weise am unteren Bettgestell befestigt.

Der Sanitäter hatte mit einem Messer die Fessel durchschnitten und die Aermste befreit.

Von der Tür her rief die Frau in leise begütigendem Tone: „Wie können Sie mich so verdächtigen! Es geschah doch alles zu Ihrem Besten; Sie haben ausdrücklich gewünscht, daß ich Sie vor sich selber schützen soll, wenn Sie Ihre Anfälle bekämen, Rosette."

„Rosette! Rosette!?" keuchte die Kranke und stieß ein kurzes Lachen aus. „Seit wann heiße ich Rosette! Unverschämte, himmelschreiende Lügen kommen aus Ihrem Munde. Ich bin nicht krank gewesen, Sie haben mich langsam morden wollen, haben mich festgeschnallt und unterdessen haben Sie meine Kleider und Schmuckstücke geraubt und spielen die große Dame."

Die Beschuldigte zuckte wie mitleidig die Schultern und gab dem Offizier ein Zeichen.

Der aber durchschaute das Spiel, er ging um einen Schritt auf das Bett zu, legte grüßend die Hand an die Mütze vor der bleichen erschöpften Frau, die durchaus nicht den Eindruck einer Gottesgestörten machte und sagte:

„Ich befinde mich wohl nicht im Irrtum, Madame, und Sie sind die eigentliche Marquise Beaulaire und Herrin dieses Schlosses?"

„Allerdings, Monsieur", versetzte die Kranke wieder ruhiger und leicht den Kopf neigend, „und jene Person dort ist meine Dienerin Rosette, freilich eine sehr gefährliche treulose Dienerin. Sie haben einen verhängnisvollen Rollenwechsel mit

angesehen, der für mich die furchtbarsten Wochen und Monate meines Lebens bedeutet."

Bei den letzten Worten hatte sich die Alte gewandt, um unbemerkt aus dem Zimmer zu schlüpfen. Daran verhinderte sie der bestimmte Befehl ihrer Herrin.

„Rosette, kleiden Sie mich an. Dies soll der letzte Dienst sein, den ich von Ihnen erwarte. — Die Herren erwarten mich wohl unten in einem der Zimmer."

Eine Stunde darauf traf der erste Sanitätswagen vor dem Schlosse ein und brachte auch die Schwestern mit. Der Leutnant erzählte ihnen kurz, was er erlebt hatte, und führte die Oberschwester zu der Hausfrau, die noch schwach und hilflos, aber mit einem dankbaren Lächeln in einem Liegesessel lag und die Katze, die nicht von ihrer Seite wich, streichelte.

„Schwester Klara wird Sie vorläufig mit in ihre Pflege nehmen, Frau Marquise", sagte der Offizier und wollte sich eilig von ihr verabschieden.

Da streckte sie ihm aber ihre beiden Hände entgegen und antwortete mit Würde:

„Sie sind zwar meine Feinde, Monsieur, aber Sie sind auch meine Lebensretter gewesen, und das vergesse ich den deutschen Soldaten niemals."

Der alte Soldat.

Von Kurt Münzer.

Als der Krieg von 1870 ausbrach, war er ein Bub von zehn Jahren, und er konnte sich nie auf diese Zeit besinnen, er, der doch zum Helden geboren war. Er wurde früh Waise, hat hier und da kleine Dienste, kam zum Militär, wo sie den bärenstarken, schönen Kerl gern behalten wollten, aber er hatte schon sein Lebensideal: wie sein Vater wollte er Gepäckträger am Bahnhof seiner kleinen deutschen Heimatstadt werden. . .

Welches Leben! Ein Zug nach dem andern, Menschen ausgespieen, Menschen verschluckt! Dieser lustige Lärm, diese Verwirrung! Zischendes Dampf, Glockensignale! und er selbst mitten darin, ruhig, gelassen, mit schönen Koffern beladen, ein treuer Führer ratloser Reisender! Und so kehrte er heim. Schau da ein Held. Er hatte die Rettungsmedaille: einmal hatte er ein Liebespaar gerettet, dessen Segelboot gekentert war. Aber nur das Gerücht seiner Tat ging im Städtchen um; er schwieg davon.

So war er mit zweiundzwanzig Jahren Gepäckträger am Bahnhof, fest angestellt, schön, stark, mit guten, blauen Augen, bald der beliebteste aller Kollegen. Die Reisenden bevorzugten ihn, der Frohsinn seines Gesichts zog an. Und er liebte sein tätiges bewegtes Leben. Freunde gewann er nicht; denn er liebte nicht die üblichen Vergnügungen. Lieber wanderte er am Freinachmittag über Land und freute sich der Natur.

Aber an einem nassen windigen Abend ereilte ihn sein Mannesschicksal. Da fand er auf dem Bahnsteig ein ratloses Mädchen in bäuerlicher Tracht und erfuhr, daß sie eben Waise geworden, aus ihrem Dorf komme, um hier ihre Stelle als Dienstmagd anzutreten. Gerade begannen seine Freistunden, und so führte er sie nach dem Haus ihrer neuen Herrschaft. Er erfuhr ihren Namen, aber so scheu sah sie zu Boden, daß er sich später umsonst ihrer Augen zu erinnern suchte. Johanna hieß sie, Johanna. . . .

Zwei Wochen lang dachte er unaufhörlich an das stille, angstvolle Kind, dann traf er sie. Aber da war sie schon nicht mehr schüchtern, lächelte ihn mit braunen Augen an und war einverstanden, am Sonntag mit ihm vor die Stadt zu gehen.

Da hatte er nun sein Erlebnis! Das erste, das auch sein einziges bleiben sollte. Alle vierzehn Tage holte er sie zu einem Spaziergang ab. Sie hätte lieber getanzt, aber er konnte nicht tanzen. Sehnsüchtig ging sie an den Wirtshäusern vorbei, aus denen Musikklänge ertönten.

Ein Jahr später hielt er feierlich um sie an. Sein Gehalt reichte für zwei. Von seinen Ersparnissen konnte er sich Stube und Küche einrichten. Uebrigens hatte auch sie — was er gar nicht wußte — ein Sparkassenbüchlein.

Sie erschrak, als er ihr seine Liebe gestand, sie lief davon. Sie liebte ihn ja nicht. . . Vielleicht hatte sie ihn damals schon. Das Leben, von dem sie träumte, war ganz anders. . .

Aber sie stand allein auf der Welt, und ihre Herrschaft redete ihr zu. Schließlich war er brav, nüchtern, gesund, sparsam. Und so zog sie sechs Wochen später als seine Frau mit ihm in die winzige, hübsche Wohnung.

Dort in dieser Enge, unauswichlich nebeneinander, gerieten sie ins Elend des Herzens und der Seele. Er liebte sie mehr von Tag zu Tag. Und sie haßte ihn mehr von Tag zu Tag. Sie war überhaupt nicht für Ehe und Mann geschaffen. Sie wollte Arbeit und dann Vergnügen, ein derbes harmloses Vergnügen: Bier, Musik, Tanz; dann heimgehen, schlafen und erwachen zu einer Woche Arbeit. Zartheiten des Herzens, Schönheiten des Gemüts — das war ihr fremd. Ihr kindliches, madonnenhaftes Gesicht lag.

Aber sie war aufrichtig, sie gestand es dem Mann. Oder die Abneigung war zu groß, um verborgen zu werden. Nun saßen sie beide in dem kleinen Sofa, jeder in einer Ecke, und starrten in das furchtbar verwickelte Leben. Er liebte sie doch! mit jedem TropfenBlut, jeder Faser Fleisch und Nerv. Und sie schauderte vor ihm zurück. . .

Unergründliches Rätsel! Es gab keinen besseren Mann, keinen treuer Liebenden — aber sie liebte ihn nicht. . .

Ein Jahr lang schleppte sie diese Ehe mit sich. Endlich glaubte der Mann, einen Hoffnungsschimmer wahrzunehmen: seine Frau veränderte sich — wenn sie Mutter würde?. . . Aber ehe er sie noch fragen oder es sicher raten konnte, war sie verschwunden. Plötzlich, eins Tags, spurlos. . .

Er suchte sie nicht. Er achtete den Willen des Menschen. Sie wollte fort — also mußte er sie lassen. . . Er wartete ein Jahr in der kleinen Wohnung. Dann gab er sie auf, verkaufte die Möbel und mietete sich eine Schlafstelle bei alten, stillen, fast tauben Leuten. Und das Leben, das nun wieder so einfache, wie er es vor seiner Liebe geführt, ging fast dreißig Jahre ungestört dahin.

Zweimal erschütterte ihn etwas. Einmal, zwei Jahre nach der Flucht seiner Frau, erreichte ihn das Gerücht, daß sie in einer nahen Stadt lebe. Sie solle einem Kinde, einem Knaben, das Leben gegeben haben, der nun schon anderthalb Jahr alt sei und sich und ihn durch Waschen und Bügeln erhalten.

Ein Kind von ihm. Des Kindes wegen war sie von ihm gegangen, sie wollte nichts mit ihm gemein haben. Gewiß liebte sie das Kind, und sie konnte es nicht mit dem Manne teilen. Lieber arbeitete sie allein dafür, nur nicht mit dem Verhaßten zusammenleben! — Er verstand das. Trotzdem fuhr er in die Stadt hinüber. Sie hatte seinen Namen nicht abgelegt. Er fand ihre Spur, aber er hörte, daß sie unlängst die Stadt verlassen habe. Man wußte nicht, wohin sie sich gewandt. Als hätte sie geahnt, daß er sie suche. . .

Sein Kind! Er liebte es. Er liebte ja auch die Frau noch immer. Die beiden waren das Glück, das wahrhaftige Leben — er stand fern.

Und noch einmal, zehn Jahre später, erzählte ihm jemand aus der Stadt, er hätte in Berlin seine Frau gesehen, an der Hand einen großen, schlanken, Jungen, beide einfach, aber sauber gekleidet, mit frohen Gesichtern, wohlgemut und gesund.

In den nächsten Nächten schlief er nicht. Er hatte das Recht und die Macht, beide zurückzuholen. Aber — wußte sein Sohn überhaupt von ihm? Vielleicht hatte sein Mutter ihm erzählt, sein Vater sei tot. . . Und gab es überhaupt ein Recht auf einen Menschen? Ist nicht jeder frei? Nicht einmal Liebe darf sich anmaßen, ein Herz zu fesseln. Nur Liebe und Gegenliebe, also freie Wahl und Selbstbestimmung darf zwei Menschen zusammenhalten.

Und dennoch fuhr er zweimal nach Berlin und ging durch die große Stadt, irrte durch alle ihre Quartiere. Nur einen Schimmer der beiden sehen, die geliebte Frau, den unbekannten Sohn. . . Er traf sie niemals. Er kehrte heim. Aber den alten Frieden fand er nicht wieder.

So alterte er. Er wurde früh grau, aber er blieb gesund und stark, war immer freundlich, nur still wurde er, ganz still, lebte für sich, grübelte viel, las Bücher über Leben und Tod und wurde ein schöner, gütiger alter Mann. Von Frau und Kind hörte er nie mehr etwas.

Als er fünfundfünfzig Jahre alt war, brach der Krieg aus. Da riß es ihn hin. Mitmachen, ausziehen, dreinschlagen! Sein Heldenblut erwärmte sich. Er hatte wie ein Held das Unglück getragen, nun wollte er sein Leben ausnützen, es hingeben als Segen für die Heimat.

Er fuhr nach Berlin, wo der Sohn seines alten Hauptmanns nun selber Hauptmann war, im selben Garderegiment. Zu dem drang er vor, wies seine starken Glieder, wies erzählend auf die Rettungsmedaille und erreichte es, daß er sofort als Unteroffizier mit hinaus konnte.

Schon bei Lüttich war er dabei! Er war der älteste Unteroffizier im Regiment und der tapferste. Ein langer, grauer Bart wuchs ihm. Alle überragend, sah er wie ein guter Geist aus, der das Heer begleitete. Der Tod scheute ihn. Die Kugeln streiften ihn nur, schlugen keine tiefen Wunden in sein stahlhartes Fleisch.

Er, der Aelteste, schien der Jüngste. Er war der Unermüdlichste, der lauteste Sänger. Ganz verwandelt, sprühte er von Witz und guter Laune. Mit einem Scherzwort riß er die ganze Kompagnie zusammen. „Vater" riefen ihn die Soldaten. Es war ein liebes Wort.

Aber manchmal, nachts, saß er im Unterstand und sann: sein Sohn?. . . war er auch im Feld, in der Schlacht? und sorgte sich die Mutter daheim um ihn? Waren sie vielleicht schon auf derselben Straße marschiert?. . .

Er kam nach dem Osten und wieder nach dem Westen. Ein Kriegsjahr war um. Zwei Kreuze hatte sich der alte Soldat verdient. Dann lag er bei Arras, kämpfte bei Souchez in den Höllenschlachten, blutete, lachte, stürmte allen voran.

An einem Abend mußte sein Bataillon plötzlich aus dem Quartier, um in ein nahes Gefecht entscheidend einzugreifen. Die Franzosen gingen mit verzweifeltem Mute vor. Beim Sturm verlor der alte Soldat seinen Helm. Sein langer Bart, das gewachsene Haar schlug wie graue Flammen aus seinem glühenden Gesicht. Als Erster erreichte er den Hügel, um den der Kampf ging. Und er sah zwei Franzosen, die mit ihren Gewehrkolben auf einen Deutschen eindrangen, der gestolpert war. Er schlug sie nieder, eins, zwei, ganz schnell, so aus dem Handgelenk. Indessen sprang der deutsche Soldat auf. Der alte sah ein ernstes braunes Männergesicht, aus dem ihn etwas Wunderbares grüßte.

„Dank, Kamerad!" rief der andere und drang vor. Der Alte blieb bei ihm. Schon wich der Feind, floh, schoß zurück. Der Mond ging auf. Aus den französischen Stellungen klapperten die Maschinengewehre. Nieder! Die Stellung war behauptet. In die Gräben zurück. Aber ehe sie untertauchten, reckte sich der junge, ernste, braune Soldat auf und drohte, vom Zorn überwältigt, hinüber zum Feind. Da warf ihn der Alte um. Er wußte warum. Die Kugel traf ihn. In die Brust. Ins Herz. Er war sofort tot, der andere lebte. . .

Der Soldat, den er zweimal das Leben gerettet hatte, begrub ihn selbst. Er staunte: das Namenstäfelchen auf der Brust des Alten zeigte den Namen, den er auch trug. Aber er wußte nicht, daß es sein Vater war, der für ihn gefallen . . .

Er konnte nicht einmal seiner Mutter davon berichten, denn er hatte keine Mutter mehr. . .

Er legte einen Kranz auf das Grab seines Lebensretters. Ahnungslos stand er am Grabe des Vaters. Und doch — war das Leben dieses alten Helden nicht wunderbar erfüllt, reich genug schön? Kommt es darauf an zu wissen? Bei einer höheren Weise darf man diesen Alten, da er starb, glücklich nennen! Sein Leben war Segen gewesen.

Aus der Welt der Frau.

Und blitzt der Haß die Welt entlang, so wandelt sicher den alten Gang, hoch über den Wolken die Liebe.
Georg Herwegh.

Wahrlich, das Glück ist ein Weib, und im Sturme wird es erungen; sei's auf der Liebe Gebiet, sei's mit dem Schwert in der Hand.
Peter von Bohlen.

Frau Karoline Björnson.

Die Greisin, die am 1. Dezember in der Bergeinsamkeit von Aulestad im Gudbrandsdal ihren 80. Geburtstag feierte, darf wohl als Norwegens bekannteste Frau bezeichnet werden. Weiß doch ein jeder Norweger, wer gemeint ist, wenn man schlechtweg von „Frau Koroline" spricht. Ueber 50 Jahre hat sie den großen nordischen Dichter auf seinem Lebensgange begleitet, und als die beiden 1908 die goldene Hochzeit feierten, da nahm gleichsam das ganze norwegische Volk an diesem Familienfeste teil. Was aber für Frau Karolines Persönlichkeit kennzeichnend ist, das ist, daß sie selber hinter der überaus stark ausgeprägten und mächtigen Individualität ihres Gatten nie in den Schatten getreten ist. Selbst neben ihm ist sie stets „auch Eine", ist sie selbst geblieben; und was das Björnsonsche Haus betrat, der wußte und empfand es sogleich, daß in diesem Hause nicht eine großer Mann lebte, der eine Frau hatte, sondern ein wirkliches Ehepaar — ja, im Hause führte eigentlich Frau Karoline stets das Zepter, dem sich auch der unbändige Björnsterne beugen mußte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191512192/fragment/page=0002